

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 188.

Samstag, 14. August.

1915.

(Schluß.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Sie warf den Kopf zurück mit ihrer alten Trostmiene. „Darum habe ich doch darnach gestrebt, eine gewisse Selbstständigkeit zu erringen, etwas zu sein aus eigener Kraft, damit ich in voller Freiheit mein Leben leben und — meinetwegen auch zugrunde richten kann, wenn ich will!“

„O, die Schriftstellerin sucht eine Sensation!“ sagte er enttäuscht und bitter.

„Nein, Herr Doktor! Sie wäre doch zu teuer bezahlt! Es ist keine abenteuerliche Laune! Ich weiß, was ich tue, daß es Wahnsinn ist, weiß, daß ich mädchenhaft stillschweigen und warten und entsagen soll! Aber ich kann nicht, will nicht! Will Sie keiner anderen lassen; will nicht, daß Sie wieder gehen und ich zurückbleibe in toller Sehnsucht! Ich habe ja keinen freien Willen mehr! — Sie sollen nicht glauben, daß es mich das Geringste kümmert, ob Sie reich oder arm sind, daß ich noch an eine Stellung, an eine Zukunft denke! Ich muß Ihnen einfach folgen, weil ich Sie lieb habe!“

„Endlich! Endlich, Oly!“ Er hatte sie umschlungen mit einem wilden Aufschäumen und küßte sie wie in einem zornigen Ingrim, in einer leidenschaftlichen Gier nach ihren Lippen, wie der Durststete den lang-ersehnten Trank an den Mund setzt. Und so namenlos hatte sie darnach verlangt, den Hauch dieser glühenden Liebe zu fühlen, daß sie selig erschauerte unter seinen wilden Küssen.

„Siehst du, Oly, nun ist er doch gekommen, der Augenblick, für den ich mich dem Teufel verschrieben hätte, wenn ich an den glauben könnte!“

„Ja!“ sagte sie mit einem übermütigen Lächeln. „Und nun mußt du dich rächen, mußt mich zurückweisen! Zur Vergeltung!“

Seine Augen blitzten in die ihren. Es war fast ein böser Zug um seinen Mund.

„O, ich bin kein Narr und kein Heiliger. Nun hast du dich in meine Macht gegeben, und nun soll dich mir niemand mehr entreißen! Reisen wollen wir, der Sonne nach, — wohin du willst, nach Sizilien, nach Ägypten, und nicht zurückblicken und alles im Stiche lassen! Und rote Rosen sollst du im Haar tragen und dich schmelzen für mich, Geliebte, und am blauen Meer in seliger Einsamkeit die Arme um mich schlingen, und deine Haare will ich um meinen Hals wickeln und meinen Kopf in deinen Schoß legen und alles, alles vergessen! Arbeit und Ruhm und Pflicht! Was hat das Leben denn noch übrig, wenn ich das Ziel erreicht habe, dem ich mit allen Fibern zustrebte!“

Er schwärmte wie trunken und sie ließ sich mit fortreißen von dem berausenden Siegesgefühl, das ihn durchglühte, wenn auch sein Gefühl ihr fremder, sein Ausdruck ihr rätselhafter schien als je zuvor.

„Fürchtest du nicht, Oly, daß ich vom Größenwahn nun ergriffen werde?“ lachte er auf. „Alles hat sich mir erfüllt, was ich begehrte, und ich habe das Glück zu mir genommen und dich!“

„Also, wohin geht der Weg? Morgen, morgen! Nicht

wahr, Geliebte! Willst du ein Auto haben zur Fahrt in die Welt oder einen Wagen im Zug, nur für uns beide?“ Er zog eine Karte aus der Tasche, und aneinander gelehnt schauten sie auf den Weg, den sie nehmen wollten, und manchmal drückte er sie mit dem Arm, der ihre Gestalt umschlang, gewalttätig an sich, als wollte er sich versichern, daß er nicht bloß träumte von ihrer Liebe und Hingebung.

Man hörte den Sturm über die Stadt hinbrausen und an den Fenstern rütteln. Und so dümmlich war es geworden, daß sie die Namen auf der Karte nicht mehr unterschieden, nur ungefähr der Richtung folgten für ihre Fahrt.

„Die Reise in das Dunkel!“ sagte Oly leise, mit einem Ton, der ihn wehmütig berührte.

Sie klingelte und ließ die Lampen anzünden, und Dornberg sah nun nicht mehr neben ihr, sondern auf dem Stuhl ihr gegenüber, und in dem aufflammenden Licht betrachtete er ihr Gesicht, als müßte er es aufs neue studieren, Zug für Zug.

Viel stiller und ernster war er geworden, als folgte auf den trunkenen Überschwang nun eine dumpfe Traurigkeit.

Und mit einemmal nahm er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und sagte in einem viel weichen, wärmeren Ton, in einem Herzenston, wie nie zuvor:

„Oly, Oly! Sag mir es noch einmal das süße Wort: Ich hab' dich lieb!“

„Ich hab' dich lieb!“ wiederholte sie in tiefem Ernst.

„Weißt du, daß du alles Böse auswischen kannst, daß du den Menschen in mir weckst, den ich für ganz erstorben hielt, wenn du mich so anblickst!“

Sie lächelte ihn an, warm und zärtlich.

„O, du ahnst ja nicht, wie böse ich war, — eben noch, vor wenigen Augenblicken! Ein schlechter ganz schlechter Herr!“

Er ließ seinen Kopf herabsinken auf ihren Schoß und flüsterte erschüttert: „Verzeih mir, verzeih mir! Zu heiß war mir der Nachwunsch ins Herz gebrannt, zu fest hatte ich mir das eine Ziel vor Augen gestellt: Vergeltung! Und nun als du mir das Liebste gesagt hast, was ein Mensch uns gestehen kann, da erwachen die alten, finsternen Dämonen und ich jubelte: Ja, ja, so mußte es kommen! Sie hat mich verachtet, als ich sie zu meiner Frau begehrte und hat mich verhöhnt, da ich sie bat, auf mich zu warten. Nun soll sie mit mir gehen als meine Geliebte, und ich will sie berauschen und toll machen und ganz an mich fetten, und dann — dann, wenn sie rüchhaltlos in meiner Gewalt ist — dann werde ich mich losreißen von ihr und lachen über ihre Liebe, wie sie über mich gelacht hat!“

Er sprach's mit so lieben Augen und in so tiefer Bewegung, daß sie nicht erschrecken konnte, ja daß sogar das Bangen von ihr wich, das ihr bisher das Herz eingeengt hatte.

„O, das war der böse Zug um deinen Mund!“ sagte sie mit einem sehr reizvollen Lächeln, im süßen Bewußt-

sein ihrer Macht. „Gast du wirklich geglaubt, du Wilder, Nachsichtiger, daß du das ganz kalt und zielbewußt durchführen würdest, wie ein Schauspieler, der eine Rolle spielt? Gast du gar nicht gefürchtet, dich auch zu verstricken?“

„Ob ich's gekonnt hätte, ich weiß es nicht! Gewollt habe ich's — Seit Jahren war es das Ziel meiner Wünsche und nun — nun hast du mir meine Rache aus den Händen gewunden!“

Aber leugne es nur nicht, Schatz“, fuhr er fort, während er die Arme um ihre schönen Schultern schlang und seine Blicke sie liebkosten, „es hat dir geschauert! Ein Todesstreich war's, den du wagen wolltest aus deinem wohlumfriedeten Mädchensdasein heraus in das heiße Leben, — zu mir! Und wenn du auch gelächelt hast, ich sah es ja doch, wie entsetzt du warst über deine eigene Kühnheit; ich fühlte, wie dein Herz zitterte!“

Aber ich lasse dich nicht va banque spielen mit deinem Leben, Liebste! Du sollst nicht springen in das Dunkel — sollst ruhig schreiten in die klare Zukunft! Dein königliches Geschenk — ich darf es nicht nehmen usw.“

Und da sie ihn verwirrt, fragend, mit großen Augen anblickte, neigte er sich zu ihrem Ohr und flüsterte mit heißer Zärtlichkeit:

„Ich meine, wir wollen lieber als Mann und Frau nach dem Süden fahren, wenn du nicht eine fanatische Ehefeindin bist!“

Sie schüttelte lachend den Kopf. „Gibt es Ehefeindinnen aus Prinzip? Ich glaube es nicht! — Ich will gerne deine Frau werden, aber gesagt hätte ich es dir niemals. Diese Frage mußt du von dir kommen!“

„Ach, Oly! Nun heißt's Geduld haben! Die Reise ins Blaue gleich morgen, sie bleibt ein schöner Traum! Geduld! Wie habe ich die Jahre ertragen ohne dich! Diese Wochen, die mich nun hiennen vom Glück, erscheinen mir wie eine Ewigkeit der Sehnsucht! Nicht einen Tag wollen wir länger säumen, als wir müssen! Kommen, Liebste, wir laufen zur Post! Telegraphieren an deinen Vater! Ich reise heim mit dem Nachtzug, hole die Papiere! Morgen müssen sie beim Standesamt sein.“

— Ende. —



Je mehr du von deinem Selbst aufgibst, desto größer und wahrer ist deine Liebe.

Deutsche Methode beim Vormarsch in Kurland.

Daß uns das feindliche Ausland Mangel an Originalität vorwirft und dennoch nichts Eiligeres und Besseres zu tun weiß, als uns von A bis Z zu kopieren, ist eine der heitersten Erscheinungen in der schweren Kriegszeit. Vor wenigen Tagen ist nun in dem großen liberalen russischen „Ruskoje Slowo“ ein langer Artikel über die „deutsche Methode und der moderne Krieg“ erschienen, der wiederum zum Nachahmen russischerseits anspornen soll und der für uns deshalb von großem und aktuellem Interesse ist, weil er in schönster Weise all jene Kleinarbeit bei unserem Vormarsch in Kurland schildert, die man leicht unterschätzt, der wir aber zweifelsohne unsere großen Erfolge mit zu verdanken haben. Wir geben hier einige Hauptstellen wieder. „In mehr denn einer Hinsicht“, sagt das russische Blatt, „sind die deutschen Angriffskämpfe gegen Szawle (Schaulen) eine vollständige Abhandlung über die Kunst des Kriegsführens. Sie lehren uns die letzten kriegsrischen Neuheiten Deutschlands. Wie üblich, schreiten die Deutschen in jäher Weise voran; kaum haben sie eine neue Stellung inne, so befestigen sie diese derart, daß sie die zur Verteidigung des Errungenen notwendigen Kräfte auf ein Mindestmaß zurückschrauben. Die Schützengräben der Deutschen sind erstaunlich sauber gehalten und verhältnismäßig fast leer; alle dreißig, vierzig Schritte findet man ein Maschinengewehr. Aber hinter den Schützengräben artikulieren die

Leweglichen Munitionslager, um die notwendige Munition da zu verteilen, wo man ihrer bedarf. So ist immer alles rasch zur Hand, während ein Aufstapeln und ein Durcheinander vermieden wird. „Nur nichts Überflüssiges im Schützengraben, dafür aber Raum, Licht, Luft, Sauberkeit!“ Niemand würde es wagen, seine Eisenerne Portion aufzuessen, ohne dazu berechtigt zu sein; wir haben im Januar in Ostpreußen Deutsche gefangen genommen, die seit Tagen nichts gegessen hatten, aber die Eisenerne Portion war immer noch unberührt — hieran kann man die Disziplin dieser Deutschen erkennen. Bei Sibau verwenden die Deutschen gewaltige Kraftwagen, in denen gelöschter Kalk herbeigeführt wird, mit dem die Schützengräben ausgebaut und gegen Geschosse unverletzbar gemacht werden. Aber diesen Kraftwagen fällt noch eine ganz andere Aufgabe zu; sie sind mit wasserdichten, riesenhaften Behältern versehen, die dem deutschen Soldaten sein wöchentliches, ja oft tägliches Bad ermöglichen.

Die schweren Bedingungen des modernen Krieges gewähren allen möglichen anstehenden Krankheiten Vorschub. Um gegen diese anzukämpfen, sehen es diese Deutschen auf peinlichste Sauberkeit ab. Hinter den Schützengräben findet man überall Verordnungen angeschlagen, in denen die Soldaten mit schweren Strafen bedroht werden, falls sie nach einem Ruhetag mit einem schmutzigen Hemd etwa wieder zur Front kommen. In den Schützengräben selber werden mit Zement bekleidete Betten eingebaut, die mit Wasser gefüllt werden, und in denen sich die Soldaten täglich baden, waschen und massieren. Dies ist ihnen derart zur Gewohnheit geworden, daß, falls wir deutsche Gefangene machen, deren erste Bitte bei uns immer ein Bad ist. Diese Deutschen halten ihre Schützengräben so sauber wie ihre Körper. Und dann finden wir in jedem deutschen Schützengraben ein breites Brett, das als Tisch dient. Bei uns hatte niemand jemals diese Idee. Unsere Soldaten essen auf ihren Knien, werfen die Brotkrumen oder die abgenagten Knochen und sogar ihr Essen, falls sie satt sind, einfach zu Boden. Und so verwandeln sich unsere Schützengräben rasch in große Abfall- und Kehrichtgruben. Bei diesen Deutschen ist es ganz anders. Weiter zielt man bei ihnen darauf hin, so wenig Soldaten wie nur möglich im Schützengraben zu haben; man will nicht, daß die Soldaten in überflüssiger Weise der Beschädigung ausgesetzt sind. Aber überall sind Posten aufgestellt. Beim geringsten Alarm tritt das Telephon in Wirkung, wie überhaupt die deutschen Schützengräben buchstäblich mit telephonischen Drähten überspannt sind. Alle Befehle werden telephonisch übermittelt, was eine große Ersparnis an Offizieren bedeutet, da zum Überbringen der Befehle keine mehr notwendig sind. Um keine Kanonen zu verlieren, bedienen sich diese Deutschen wiederum der gewaltigen Kraftwagen. Unsere Offiziere waren anfangs sehr erstaunt; sie hatten einen deutschen Schützengraben oder eine deutsche Stellung erobert, fanden aber nur wenige deutsche Soldaten vor und überhaupt keine Kanonen, keine Maschinengewehre und keine Munition! Wo war all das hingekommen? Wir haben es erst spät erfahren; diese Deutschen haben gepanzerte Kraftwagen, die während des Kampfes mit Munition vollgepfropft sind. Aber bei der geringsten Gefahr für die Kanonen — besonders für die schweren Kanonen —, werden diese mit Ketten an die Kraftwagen angehängt und abgeführt, so daß wir das Nachsehen haben! Je weniger deutsche Soldaten in der Feuerlinie, um so größer die Zahl von Kanonen und Maschinengewehren. „Dichte Reihen von Maschinengewehren, lichte Reihen von Soldaten!“ — das ist ihre Lösung. Man verbietet dem deutschen Soldaten, zu schreiben, bevor er seine Ruhe wiedererlangt hat. Wenn die Nerven wieder angespannt sind, dann erst verteilt man ihnen Briefbogen mit der Mahnung: „Reißt Euch zusammen, beunruhigt nicht mit Euren Briefen die Eltern und Geschwister.“ Kurz und gut, bei diesen Deutschen ist für alles vorgesorgt, und alles ist vorausgesehen; von der Brotkrume, die nicht weggeworfen werden darf, bis zum Briefbogen, der erst zur richtigen Stunde ausgegeben wird. In der Tat, dies ist ein Krieg, bei dem Deutschland mit seiner ganzen, echten Seele dabei ist und zugleich mit seinem ganzen Hirn.“ So weit der „Ruskoje Slowo“, man kann diese Ausführungen in der Wahrheit zusammenfassen, daß unser Krieg der Sieg der Qualität über die Quantität ist. Rußland, Frankreich und England brachen den Krieg vom Baun, weil sie vom Glauben an die allmächtige Zahl besessen waren. Dieser Glaube hat sich als das erweisen, was er ist, als ein Wahn. (kr.)

**Aus der Kriegszeit,
So sprach Herr Delcassé:**

O je, o je!

Noch ehe uns der große Wurf gelungen
Und gründlich die Barbaren wir bezwungen,
Da glaubt man schon, daß wir die Welt belogen
Und statt den Feind uns selber ausgezogen. —

Was tun? fragt Delcassé:
Zuckhe, Zuckhe!

Damit die Welt kenn unsere Ideale,
Ein „Comité de l'Entente cordiale“
Mit England gründen wir und nennen dessen
Gehalt: Moral, wirtschaftliche Interessen!
Ein Hoch dem Komitee
Und Delcassé!

Duft Albion: Ihr fördert brav Morale,
Wir züchten wirtschaftliche Ideale!
Als grande nation dürft ihr euch brüsten,
Wir fahnden nach Gewinn mit allen Listen! —

Moral? O je, o je,
Herr Delcassé!

Moral ist doch nur eine lust'ge Fabel
In euren ganzen versumpften Seinesabel.
Nicht werdet ihr mit der Moral euch decken
Und eure falschen Gentlemen verdecken. J. Seher.

Von dem göttlichen Gabriele d'Annunzio erzählt der Literaturhistoriker und Dichter Karl Busse im neuesten Heft von Bellsagen u. Klafings Monatsheften eine kleine Geschichte, die für den Mann höchst bezeichnend ist. Am 24. August 1897 stellte sich ein glatzköpfiger Lebemann von 33 Jahren, der einen Sitz in der italienischen Deputiertenkammer beehrte, mit einer wunderlichen Kandidatensrede seinen Wählern vor. Die Wähler waren kleine Bauern und Handwerker, Angehörige der sozialistischen Partei. Man hatte sie in einen großen Saal geladen, von dessen Pfeilern ihnen allerlei Inschriften entgegenstrahlen. Es war nicht ohne weiteres klar, was die Worte bedeuteten. Aber bald begriff man. Es war eine Neklam für den Redner, den man erwartete. Es waren die Titel der Bücher, die er verfaßt hatte. Sie stellten sich um ihn herum, „wie der Sterne Kreis um die Sonne sich stellt“, er selbst, der eingebildete aller Sterblichen, hatte das so angeordnet. Und wenn auch nur die allerwenigsten der im Saal Versammelten je etwas von den Büchern gehört hatten: der Mann, der zu ihnen sprechen wollte, der ihre Stimmen begehrte, war doch ein maestro, ein divino. Der boshafte Zufall hatte ihm zwar nur den bürgerlichen Namen Rapagnetta gegeben, d. h. „Rübsen“, unter dem sie ihn wählen mußten, aber er selber hatte sich längst einen viel löblicheren und beziehungsreicheren verliehen — einen Namen, der selbst bis zu den nordischen Barbaren gedrungen war: Gabriele d'Annunzio! Und Gabriele sprach. Man konnte neugierig sein, was er den armen Bauern zu sagen hatte — er, der in den Großstädten ein zügelloses Genußleben geführt, der noch mehr fremdes als eigenes Gold in toller Verschwendungsfucht verschleudert, der in einer grenzenlosen Eitelkeit, ein neuer Narziß, sich immer nur selbst bespiegelt hatte. Doch als glänzender Seiltänzer des Wortes führte er seine Sache auch diesmal zum Sieg. Er machte den Bauern klar, daß sie ihm eigentlich ungeheuer dankbar sein mußten. Sie brauchten nur seinen „Triumph des Todes“ zu lesen, worin er das langsame Sterben einer der Liebe und des Lebens unwürdigen Menschen geschildert habe, — und um so heiliger würde ihnen gegenüber solcher Unwürdigkeit ihr eigenes würdiges ländliches Leben erscheinen. Er, dessen Gegenwart „voll einer erhabenen und wohlthätigen Bedeutung wäre“, hätte ihnen damit gezeigt, was sie Gutes hätten, und in Ehrfurcht mußten sie sich vor ihm, der eine solche Macht über ihr Dasein besäße, beugen. Und indem er den Blick zu den Pfeilern hob, von wo ihm die Titel seiner Bücher entgegenleuchteten, pries er die Macht und Herrlichkeit des Dichters, seine eigene Macht und Herrlichkeit, pries er Italien, die Mutter der Schönheit. Immer trunken, glühender wurden seine Worte, immer klumiger sein Pathos. Nicht länger mehr, rief er aus, dürfe

er jetzt einsam im Schatten des Vorbeers und der Myrte träumen. Die Zeit der Laten sei herangefommen: deshalb verlange er vom Volk bürgerliche, politische Macht. Denn wie in einem Krieg, gelte es nun, die Sache des Geistes gegen die Barbarei zu verteidigen und dem lateinischen Geist die Vorratschaft in der Welt zurückzuerobieren. Was er eigentlich wollte, haben die braven Leute, die ihm zuhörten, wahrscheinlich nicht verstanden. Aber sie waren berauscht vom üppigen Fluß seiner Rede, berauscht von dem Überschwang seiner Worte. So gingen sie hin und wählten den Göttlichen zum Deputierten, weil er eine so schöne Sprache hatte. . .

Johanna Kinkel. Die 100. Wiederkehr von Gottfried Kinkels Geburtstag (11. August) erweckt auch die Erinnerung an jene geistvolle und charakterfeste Frau, mit der den Dichter ein fast zwanzigjähriger Lebensbund vereinte und die durch ihr bedeutendes Wesen vom größten Einfluß auf seine Entwicklung wurde. Kinkel lernte sie im Jahre 1839 kennen. Johanna Kinkel, die Tochter eines Bonner Gymnasiallehrers, hatte damals die Fesseln einer unglücklichen halbjährigen Ehe mit dem Kölner Musikalienhändler Matthieu gerade abgestreift. Es entwickelte sich zwischen den beiden Menschen, die um ihre geistige Befreiung kämpften und die gleicherweise die Liebe zur Kunst einte, ein starkes Freundschaftsbündnis. Im Salon der Bettina von Arnim in Berlin hatte Johanna ein tiefes Interesse für die Poesie gewonnen, das sie nun betätigte, als sie in Bonn den poetischen „Malkäferbund“ gründete, dem neben Kinkel Freiligrath, Einrod, Alex. Raafmann u. a. angehörten. Nachdem Kinkel Johanna bei einem Rahnungsfahrt auf dem Rhein das Leben gereizt, wurde das Verhältnis der beiden inniger, und als Johanna, um die Ehe zu ermöglichen, zum Protestantismus übertrat, wurde am 22. Juli 1843 der Lebensbund geschlossen. Strodmann gibt in seiner Biographie Kinkels ein Bild von Johanna, wie er sie in Berlin gesehen: „Ihre Züge zeigten nicht durch Schönheit, aber aus dem geistreichen, tief eindringenden blauen Auge, dessen Blick schwer zu ertragen, strahlte ein hoher und mächtiger Geist“, und der Schilderung rühmt vor allem ihre Unerblichkeit und die männliche Festigkeit des Charakters. Charakterstärke bedurfte Johanna vor allem, als ihr Gatte sich an dem revolutionären Treiben beteiligte, und sie zeigte sie im schönsten Maße sowohl während Kinkels Gefangenschaft wie später im Exil. Kurz vor ihrem Tode hat Johanna einen Roman geschrieben, der diese Periode ihres Lebens darstellt: „Hans Ibeles in London“, der noch heute wert gelesen zu werden ist, sowohl um der sympathischen Gestalt der Schreiberin wie um seiner tatsächlichen Schilderungen willen. Der Untertitel des Werkes lautet: „Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben“. Unter einem leichten Phantasieüberwurf spürt man das durchaus Biographische und Historische leicht heraus. Den Inhalt des Romans bildet der Kampf einer Flüchtlingsfamilie des Jahres 1848 um die Neuerrichtung ihrer Existenz. Wertschöpfend sind die Darstellungen des englischen Lebens und seiner starren formelhaften Eigenart, wie sie dem Wesen der Deutschen entgegentritt. Geschichtlich bedeutsam aber ist die Schilderung der revolutionären Kreise, in denen sich die „Genossen des großen Schiffsbruchs“, die nach dem Scheitern ihres Zukunfts schiffleins an Englands Küste angelanden, zusammenfinden und die aus der Revolution einen Schwab machen. „Es war dahin gekommen, daß die meisten Flüchtlinge den Namen „Revolutionär“ als den Titel eines ausschließlichen Amtes ansahen und jeder Nichtrevolutionär ihnen als ein mühsamer Mensch galt. Es war nicht mehr die Rede davon, irgendeine positive Arbeit zu tun, denn nur die negativen Pläne galten für Tüchtigkeit.“ Johanna Kinkel vertrat das Londoner Mimik nicht. Sie litt viel an Herzbeschwerden. Am 15. November 1858 stürzte sie bei einem solchen Anfälle aus dem Fenster. Malwida von Meysenburg schildert in den „Memoiren einer Idealistin“ ihr Ende und auch das Begräbnis auf dem neuen Friedhof der Metropolis, wo Freiligrath über dem Grabe die schönen Verse sprach:

„Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Land
Die deutsche Frau begraben.
Der Knochentrost hing am Heidekraut,
Doch formig lag die Stätte,
Und sanften Jugs hat ihr geblaut
Der Surrey-Hügel Rette.“



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsliteratur: Gedichte, Lieder, Romane, Novellen usw.

„Ritter, Tod und Teufel.“ Kriegsgedichte von Rudolf Herzog. (160 Seiten.) (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1915.) Gleich Dürer, der uns den deutschen Ritter gezeigt, der Tod und Teufel spottend, unbeirrt dahin reitet, tapferen Herzens, freien Mutes, so steht in vorliegendem Buche Rudolf Herzog deutschem Glauben, deutschem Heldentum und deutscher Kraft in mächtigen leuchtenden Farben ein unvergängliches Denkmal. Eine hinreichende Kraft erfüllt diese Dichtungen. „Auch die Poesie ist eine kriegsführende Macht“ und A. Herzog gibt den besten Beweis dafür. Der äußeren Ausstattung im allgemeinen und des köstlichen Buchschmuckes im besonderen sei anerkennend erwähnt.

„Jung - Deutschland.“ Liederbüchlein für Jugendkompagnien, Wehrkraftvereine, Pfadfinder. Zusammenge stellt von Unteroffizier Wuttner. (Würzburg, Rich. Vanger Nachf. (H. Dertel.)

„Taschenbuch auf das Kriegsjahr 1914/15“ für Deutschland und Österreich-Ungarn. Herausgegeben von A. Schreimer u. verschiedenen Mitarbeitern. (Verlag Hugo Schmidt, München.) Es ist oft versucht worden, die alte schöne Sitte der literarischen Almanache und Taschenbücher von neuem zu beleben, doch über ein Jahr hinaus haben es die meisten Versuche kaum gebracht. Dem vorliegenden Taschenbuch konnte man vielleicht einen guten Fortgang prophezeien, wenn ihm nicht für die späteren Jahre der Anlauf fehlen würde; es ist deshalb wohl auch als etwas Einmaliges gedacht. Auf die Einleitung des Herausgebers folgt ein „Kriegstagebuch“, in dem die Ereignisse des Krieges in persönlicher, vom üblichen abweichender Art, aufgezeichnet sind. Dann folgt ein Kalendarium von Juli 1914 bis Dezember 1915, davon die sechs Monate von 1914 reizvolle Kriegsbilder von W. Thöny haben. (Thöny ist ein geschätzter Maler und Illustrator.) Unter dem literarischen dürfte am meisten interessieren, was Herr. Vahr über das neue Österreich, wie es seit 1866 werden wollte und nicht konnte, sagt. Außerdem sind mit Beiträgen Namen von gutem Klang: Richard Such, Dora Hohlfeld, Rudolf Such, Ernst Bissauer, Schautel und noch viele andere vertreten. Alle diese Arbeiten, die hier zum ersten Male veröffentlicht sind, geben dem Buche besonderen Wert. Alles in allem ist das „Kriegstaschenbuch“, dessen sehr geschmackvolle Ausstattung ebenfalls nicht unerwähnt bleiben soll, einer der schönsten Almanache, die bisher erschienen sind und eine der reichhaltigsten Erinnerungen an den großen Krieg und seine Zeit.

„Von der Seele des Soldaten im Felde.“ Vor einiger Zeit brachten wir einen Aufsatz von Dr. Erich Everth, der auf Grund seiner persönlichen Erlebnisse im Felde schilderte, worin die seelische Widerstandskraft des deutschen Soldaten besteht und wie es sich überhaupt mit dem Seelenleben und der Tapferkeit des deutschen Heeres verhält. Er berichtete darin manche sentimentale Vorstellung, die sich hinter der Front und in der Heimat gebildet hat. Nach Everths Schilderung stellte sich freilich manches nüchterner dar, als man es sich zu denken liebt, dafür aber auch härter und heroischer. Jetzt hat der Verfasser eine größere Arbeit über dasselbe Problem veröffentlicht (Zatlungsschriften, Heft 10: Erich Everth, Von der Seele des Soldaten im Felde. Eugen Diederichs, Verlag in Jena.) Wie schon die erste Veröffentlichung, so wird auch dieses ganze Heft in der Heimat und bei den Kämpfern selbst Aufsehen erregen. Es ist ein wirkliches Geschichtsdokument unserer Zeit, da es aus wirklicher Kenntnis heraus geschrieben ist und seinen Stoff wirklich tief durchdringt hat.

„Wir daheim“ von Helene Christaller. (Verlag von Otto Rippel in Gagen i. W.) Ohne Schmuck und ohne Schminke, schlicht und einfach, erzählt die Dichterin von all dem Schweren und Erhebenden, was sie als Mutter in den Kriegsjahren empfunden und erlebt. Tausende haben es ebenso erfahren und werden es mitfühlend lesen. Und bei all dieser Anspruchslosigkeit fühlen wir doch heraus, daß nur eine echte Künstlerin so im Kleinen das Typische und Allgemeine zu erfassen vermochte.

„Mar Schiff.“ Seekriegsroman 1914-15. Gesammt von Karl Ruffe. (Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.) Der ähnlichen Sammlung, die in gleich schmalem Gewande unter dem Titel „Feuerschein“ erschien, reiht sich diese gleichwertig an. Die Auswahl ist geschmackvoll getroffen, sie enthält neben Skizzen und Novellen von Kurt Richter, Ida Bon-Ed, Germ. Dorn, Hans v. Gilsen, W. Scharrelmann auch die berühmte Unterseebootsprophezeiung von Conan Doyle.

„Das Land ohne Rücken.“ Erlebnisse und Geschichten aus dem Weltkrieg von Fritz Müller. (Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.) Der deutsche Volkscharakter in seinem kraftvollen Aufschwung, der Tiefe des Gemüts, aber

auch dem in schwersten Tagen nicht verfliegenden fröhlichen Humor offenbart sich in diesen Schilderungen, die Selbstgelebtes wiedergeben und es zum Symbol unserer großen Gemeinsamkeit erheben.

„Hindenburg - Anekdoten.“ Zweite Serie. (Verlag Kirchheim u. Co., Mainz.) Die weitere Serie der Sammlung enthält nach einem kurzen Vorwort: „Unser Hindenburg“ zahlreiche unterhaltende Einzelsätze aus dem Leben und Wirken unseres populärsten Heerführers.

„Vom Tode fürs Vaterland.“ (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, Berlin und Hamburg.) Diese Blätter bieten solchen, die einen geliebten Angehörigen im Felde stehen haben oder um einen trauern, der draußen auf fremder Erde die letzte Ruhestatt fand, Trost und Erholung.

„Goldene Worte in ernster Zeit.“ (Verlag Paul Wähler, Stuttgart.) Es handelt sich hier um eine Sammlung recht gut ausgewählter Vorträge, Prologen und Gedichte, die sich vorzüglich eignen zu Feiern in Schulen, Lazareten oder für sonstige Veranstaltungen.

Romane, Novellen.

„Nelde Thorstens Sanduhr.“ Roman von Ottomar Enling. (Kronen-Verlag, G. m. b. H., Berlin, SW. 68.) Nelde Thorstens Welt, in die man sich hineinlebt und hineinlebt, läßt uns lange nachdem man das Büchlein beiseite legt, nicht los. Schleswig-holsteinische Art und Sitte, prächtige Nordlandmenschen mit Licht- und Schattenseiten, hassen und länger gefangen, als es sonst die Figuren eines Dichters tun. Tante Mila, der humoristisch gefärbte Schreden der Familie, die famose Tante Bürgermeisterin, „die rozierende“, mit ihrem Sohn Ab-gian, der in ihren Augen immer das Söhnchen bleibt, Nelde Thorsten selbst, ein zages, schüchternes Kleinstadtmädel, dem die Enge seiner Welt keine volle Entfaltung gönnt, ihr Bruder Friemann Thorsten und alles was uns Enling da auf die Beine stellt, lebt und lebt tagelang mit uns weiter, trotzdem es kein Sensationsroman ist, der uns da gebracht wird, trotzdem sein großes Schicksal uns erhebt und kein „Held“ und keine Heldin uns mit ihren Handlungen in Spannung bringen. Mit leisem, feinem Humor wird uns die kleine Stadt, die Familiensimpelei der angesehenen Familie geschildert und mit wirklicher Freude wird jeder das lebenswürdige Buch öfter zur Hand nehmen, der in Enlings stiller Welt, die laute Welt da draußen auf kurze Zeit vergessen will.

C. S.

Wissenschaftliches.

„In einem vielen gewiß noch ganz unbekannten Gebiet führt Dr. Kurt Floerke in seinem neuesten Buche „Gepanzerte Ritter.“ (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Brändische Verlagshandlung, Stuttgart) ein. Eine leichtverständliche, lutzgefasste „Naturgeschichte der Krebse“ ist es, die der bekannte Naturforscher in dem Bändchen darstellt. In plauderndem Ton wird von Floerke alles Wissenswerte aus dem Leben der Kruster, anatomisches, biologisches und physiologisches behandelt. Krebse, Sumner und Krabben sind sehr streitbare Tiere, mit kleinen und großen Scheren bewaffnet, rücken sie nicht nur auf Raubzeug aus, sondern sie gehen auch ihren Feinden stark zu Leibe und nicht zuletzt führen sie auch unter sich selbst oft Krieg — Gepanzerte Ritter, stets gerüstet zum Raubzeug und Streit.

Länder- und Völkerkunde.

„Auf Wildpfaden in Amerika und Asien.“ Adolf v. Sagen, der bekannte Wiesbadener Jagdliebhaber, hat sich entschlossen, die Schilderung seiner Jagdreise aus dem Jahre 1903/04 neu herauszugeben. (Verlag J. Neumann, Neudamm.) Wir begleiten den kühnen Jäger auf seiner Reise um die Welt, durch Amerika, Japan, Sinterindien und Sibirien.

Zeitschriftenscha.

„Kosmos.“ Handweiser für Naturfreunde. Herausgegeben und verlegt vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. (Brändische Verlagshandlung, Stuttgart.) „Blumen als Uhren.“ Man hat schon oft beobachtet, daß das Öffnen und Schließen der Blüten mancher Pflanzen fast auf die Minute pünktlich erfolgt, so daß man mit ziemlicher Zuverlässigkeit die jeweilige Tagesstunde an den Blüten ablesen kann. Hierzu braucht man aber nicht Gartenbesitzer zu sein, man kann bestimmte Pflanzen, wie Bidorie, Mutterblume, Schichtkraut, jetzt sammeln, in Töpfe setzen und kann dann an dem Öffnen oder Schließen der Blüten die Tageszeit erleben. So geht a. B. die Bidorie morgens zwischen 4 und 5 Uhr auf und schließt sich abends zu einer bestimmten Stunde. Wie die Zeiten auf einem neben der Pflanze anzubringenden Schilde abzulesen sind, wie überhaupt die ganze Entwicklung der Blüte vor sich geht, das schildert A. S. Uff in einem der vielen Aufsätze in dem soeben erschienenen Heft 5 (Mai-Heft).